

Nicht mehr richtig...

Von Jürgmeier

Liebe Anja

Seit Wochen, oder sind es bereits Monate, liegt dein Brief mit dem Foto von Daniel und mir zwischen Zeitungsausschnitten, Prospekten von Büchern, die ich glaube lesen oder zumindest besitzen zu müssen, und vereinzelt Postkarten, die mich von irgendwo grüssen. Ich habe deine Schrift sofort erkannt, manchmal hast du den farbigen Karten – die Daniel mir von euren Ferien und Ausflügen mit den Kindern, ins Verkehrshaus, an die EXPO oder in den Mysterypark, geschickt hat – einen Gruss hinzugefügt. Wir kauern auf dem Morteratschgletscher. Zwischen harmlosen Spalten. Wenn der Frühsommerschnee geschmolzen ist und sie sauber übersprungen werden. Du kamst uns von der Bovalhütte entgegen. Hast Daniel und mich hinter der Isla Pers ins Familienalbum geknipst. „Immer wieder“, schreibst du, habe er dir dieses Bild auf den Tisch oder zmittst unter die gerüsteten Rüeblü und Gurken gelegt, den Zeigfinger, kriminaltechnisch perfekte Abdrücke hinterlassend, auf mein Konterfei gepresst und sich erst beruhigt, als du es ins Couvert geschoben und mir geschickt hättest. Die meiste Post, die ich erhalte, besteht aus Zeitschriften, Computer- und Sockenprospekten, Rechnungen, natürlich, seltener: Aufträgen, und diesen professionellen Bettelbriefen, wie sie seit einigen Jahren auch die Linken und Alternativen verschicken lassen. Dank modernster Technologie bitten gut retouchierte Bundes- und NationalrätInnen vertraut um finanzielle Unterstützung. „Lieber Jürg. Auch der kleinste Beitrag von dir ist willkommen.“ Schreiben sie. Vor allem natürlich die grossen. Das schreiben sie nicht. Wirklich persönliche Zuschriften sind selten. Ein guter Grund, deinem Brief den obersten Platz auf dem Pendenzenberglein freizuhalten. Beschämt muss ich gestehen, dass ich ihn immer wieder habe in den neusten Ausgaben von Tages-Anzeiger, Wochen- und COOP-Zeitung, Geburtstagsgrüssen von Herren-Globus und PKZ versinken lassen. Mich an deine Sätze erinnernd, krame ich ihn dann und wann hervor, betrachte mit Beklemmung das Bild, lasse es umgehend, lasse es gerne wieder unter Alltäglichkeiten aus aller Welt und Mails – in denen ein verloren gegangenes Düngemittelpaket gesucht beziehungsweise zum Abschiedsapéro eines Menschen, den ich noch nie gesehen habe, eingeladen wird – verschwinden.

Die Erinnerung an den Satz – den einige unheimlich nennen würden -, den er auf den meisten Bergen, die wir im Verlauf der Jahre zusammen bestiegen, ganz beiläufig, ins

Tal fallen liess, bevor er den obligaten Gipfelschluck aus dem Flachmann nahm. „Wenn ich da mal nicht mehr raufkomme, ist Schluss.“ Natürlich habe ich widersprochen. Heftig. Habe um gemeinsame Spaziergänge mit dem Schrittverwandten gekämpft. Am Stock. Mit Kunstgelenk. Schlimmstenfalls mit einer dieser Gehhilfen, die sich, multifunktionale Welt, auch als Einkaufskorb oder Kindersitz verwenden lassen. Dreieinhalb-, viertausend Meter über Meer, die Steigeisen ins Eis gestampft, das Gstädtli ans Seil geklinkt, begannen wir darüber zu philosophieren, laut, das Echo schlug uns die eigenen Sätze um die Ohren, wie lange der Mensch ein Mensch bliebe. Wie viel BeinArmBauchNiereDarmLungeHerz uns zerquetscht oder weggeschnitten werden könnte, ohne dass wir aufhörten, Ich zu sagen oder zu fühlen. Und waren uns einig. Wir blieben einander Freund, auch ohne Ellbogen oder mit gelähmtem Hintern. Wenn der Kopf nicht mehr richtig. Schauderte uns. Dann könnten wir einander fremd werden und jeder sich selbst abhandeln kommen.

Dann der Unfall. Ein Raser. Schweizer montenegrinischer Herkunft. Wann ist eine Schweizerin eine Schweizerin ohne Abstammung? Wäre Daniel das Weitere erspart geblieben, wenn, damals, die Einwanderung aus dem Balkan gestoppt worden? Hätte ich noch einen Freund, wenn Männer keine Fahrausweise und Autos erhielten? In den ersten Tagen war unsicher, in welche Richtung Daniel aus dem Koma auftauchen würde. Du hattest schon, vorsorglich, die Adressen herausgeschrieben. „Es hat keinen Sinn, wenn du ihn besuchst“, buchstabiertest du, per SMS, „er ist nicht da.“ Dann die Erleichterung. Jetzt war es nur noch die geschäftige Zeit hier draussen, die mich von einem Besuch im Bunker der Versehrtheit abhielt. Du berichtetest mir, wie er wieder zu Kräften kam, die verletzten Knochen und Organe heilten. Bald stemmte er sich wieder in Kraftmaschinen, hievte sich, noch mit bandagiertem Oberschenkel, auf sein Rad und wuchtete sich, wie der Reporter von SF DRS es kommentieren würde, noch vor dem Znacht über die Buchenegg. Beim Joggen, teiltest du mit, könntest du ihm bereits wieder nicht mehr folgen. Er hätte sogar den Greifenseelauf in seiner Kategorie gewonnen, wenn er nicht bei Mönchaltorf den Störchen, die im moorigen Boden Frösche stachen, seine unbegrenzte Tierliebe hätte beweisen wollen. „Nur der Kopf will noch nicht so richtig.“ Hieltest du mich auf dem Laufenden. Ich sollte noch warten, bis er mich wieder erkennen würde. Dann: „Du kannst jetzt kommen, es wird nicht mehr besser.“

Mehr als einmal habe er sich in der Holzegg, wenn er vom Grossen Mythen zurückkehrte, an einen anderen Tisch gesetzt und den Verdutzten ins Mythenplättli gegriffen. Dass er den bekannten Innerschweizer Felsklotz bei schönem Wetter drei, vier Mal bestieg, hatte nichts mit seinen eingeschränkten Hirnfunktionen zu tun. Er hatte die alte Gewohnheit des Tausenderclubs wieder aufgenommen. Das überstieg deine Kräfte. Du bliebst unruhig in der Beiz sitzen und wartetest auf Daniel, der nie mehr kam. „Seit dem Unfall“, notiertest du, „ist er nicht mehr mein Mann.“ Ich schob meinen Besuch hinaus. Hatte ich mehr Angst vor der Konfrontation mit dem Freund, der nicht

mehr Daniel meinte, wenn er „Ich“ sagte? Oder vor der Kränkung, nicht einmal von meinem besten Freund erkannt zu werden? Wo ich doch schon genug mit der voraussehbaren Niederlage zu kämpfen habe, dass ich nicht der geworden, den ich entworfen. Nach dem sich auf der Strasse alle umdrehen und einander zumurmeln: „Das ist doch der, der.“ Als ich das Foto aus dem Umschlag zog und deinen Kommentar las, zuckte ich zusammen. Was will er mit diesem Bild sagen? Noch einmal auf den Palü? Mit mir? Ist er verrückt geworden? Fast viertausend Meter über Meer, am Seil hängend, ohne sich normal verständigen zu können? Ich. Der ich doch schon in ein halb-depressives Loch falle, wenn jemand eine halbe Stunde nicht mit mir redet.

Ich bewundere dich, Anna. Dass du ihn nicht in ein Heim gibst. Dass du, Tag für Tag, mit ihm an den Tisch sitzt, an dem ihr einander früher aus den verschiedenen Zeitungen vorgelesen. „Auch das Sprachzentrum ist fast gänzlich zerstört.“ Haben dir die ÄrztInnen in einem dieser persönlichen Gespräche, in denen Daniel definitiv zum Gegenstand eurer Sorge wurde, eröffnet. Dass du mit ihm Kindersendungen im Fernsehen anschaust. „Trickfilme hat er am liebsten.“ Schreibst du. Dass du dich. Nacht für Nacht, zu einem Fremden ins Bett legst. Oder ist er dir da, gerade da, nicht fremd? Sind dir seine Berührungen, wenn du die Augen schliesst, noch immer Heimat?

Ich stelle mir vor, wie ich mit ihm auf eurer Terrasse sitze. Soll ich mit ihm sprechen? Ohne Aussicht auf Antwort. „Er gibt nur undefinierbare Töne von sich.“ Hast du mir anvertraut. Was haben wir geredet, Daniel und ich. Wir reden, also sind wir. Über Gott, den Himmel und die Welt. Treblinka, die Utopie und das Menschenmögliche. Und jetzt sässe ich da? Mit dem Körper, der meinen Freund gibt. Sich, wenn er den Mund öffnet, als Fremdling erweist. Immer wieder lese ich in deinem Brief den Satz: „Ich muss es mir eingestehen. Sein Kopf kommt nicht mehr in Ordnung. Er wird mich nie mehr Anja rufen.“ Die Vorstellung, stumm mit ihm am Tisch zu sitzen, ihn nicht mehr mit Worten zu erreichen, ist unerträglich. Manchmal lache er laut vor sich hin. Ohne erkennbaren Grund. Als ob er sich über die Welt, über seine eigene Anwesenheit freute. Reisse dich aus dem Sessel und tanze mit dir um den Fernseher herum. Knutsche dich ab, als hätte er eben gerade die Lippen entdeckt. Der Umstand, dass er das auch mit Frauen am anderen Tisch in der Holzegg täte, zwingt dich allerdings zur Bescheidenheit. Entnehme ich deinem Brief.

Und wenn er im endlichen Schnee zwischen Ost- und Hauptgipfel über mich her fiele? Einfach nicht verstünde, wenn ich ihn zur Vernunft, zur abhanden gekommenen, ermahnte? Ist er ein heiterer, ein ausgelassener Mensch geworden? Oder hat er bloss die Fähigkeit zu Misstrauen, Angst und Hemmung verloren? Verstehen wir seine Not und seinen Schmerz nicht? Obwohl uns davor graute, stellten wir uns den geistig Beschränkten als einen glücklichen Menschen vor. Weil er sich seiner Einengung nicht bewusst. Weil sie ihn schützte vor den Gräueln dieser Welt und der eigenen Unzulänglichkeit. Habe ich Angst, er könnte mich dazu verführen, den Apfel vom Baum der Erkenntnis zurückzugeben?

Dir, liebe Anna, viel Kraft. Liebe Grüsse. Und drück ihn von mir. Ich bringe es nicht fertig, den verlorenen Freund zu sehen.

PS. Ich lege dir ein Foto von mir bei. Gib es ihm. Er wird, vielleicht, verstehen. Seit mich meine Beine nicht mehr richtig tragen, gehe ich nur noch selten aus dem Haus.